

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1925

2 (3.1.1925) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 3. Januar 1925

Dem Andenken A. Bruckners

Von Prof. Dr. Max Dressler, Geh. Hofrat

An einem heißen Junitag in den 80 iger Jahren des vorigen Jahrhunderts um die Mittagszeit traf ich Anton Bruckner auf der Straße in Wien und schloß mich ihm an, der zum Mittagessen gehen wollte. Wir passierten einen großen freien Platz, auf dem uns ein niedliches Mädchen begegnete. Anton Bruckner blieb stehen, drehte sich nach dem bespöhten Geschöpfchen herum, faltete die Hände wie zum Gebet und sagte: Ach Gott! Wie schön!

An seinem Gasthaus angelangt, bestellte er sich sein Essen. Er bekam zunächst Suppe, in der zwei riesige Knödel lagen; diese bestellte er sich 3mal nach, indem er mir erzählte, er sei beim Arzt gewesen, der ihm eine strenge Enthaltungsdiät verordnet hätte, mit der er gleich morgen früh beginnen müsse; heute dürfe er sich daher noch einmal wohl sein lassen.

So war das alte Kind Anton Bruckner. Ich stimme, der ich ihn 1/2 Jahr fast täglich sah, sehr überein, mit der Schilderung, die Oskar Lang* in seinem soeben erschienenen hübsch ausgestatteten Bändchen zur 100 jährigen Wiederkehr des Geburtstags des Meisters von Anton Bruckner als Mensch gegeben hat: Er war viel zu hilflos und viel zu sehr Kind, um sich den realen Mächten des Lebens, zumal der Kampfesweise der Gegner gewachsen zu fühlen. Die Atmosphäre, der er entstammte und in der er lebte, eine würdevolle stark rustical gefärbte geistliche Lebenshaltung, trennte ihn schon von vornherein von dem geräuschvollen Treiben des Tages. Der ganzen geistigen Technik, die hier im guten wie im bösen Geltung hatte, der Raffiniertheit, die hier bei allem im Spiel war, fühlte er, der so ganz aus dem Unbewußten heraus lebte, sich nicht gewachsen. Die urwüchsige, elementare Naturkraft, wie sie in seinen Symphonien sich sieghaft entläßt, die Latente unantastbare Reinheit im Menschlichen, konnte sich Bruckner in solchem Ausmaß nur erhalten, weil er von den zersetzenden Einflüssen der modernen Großstadtkultur unberührt geblieben ist. Er blieb zeitlessly, wie er von früh auf gewesen war, der gläubige Sohn St. Florians, der Mönch, und nicht bloß in puncto mulieris, in der Klosterzelle, der sein ganzes Leben dem Dienste am Göttlichen — und nichts anderes war für ihn Musik — geweiht hat. Er war Gefäß, reiner Durchgang für den göttlichen Einstrom, Mund Gottes, Sänger im antiken Sinn, Mittler zwischen Gott und der Menschheit. Er lebte sein Leben an der Welt vorbei; die er nicht verstand und die ihn nicht verstehen wollte. Es war das Leben eines Heiligen. Anders wäre solche Kindlichkeit, solche Reinheit bei so ungeheurer Größe unverträglich. Auch in den körperlichen Zügen drückt es sich aus; man hat seinen Kopf bisher immer als eine Mischung aus Bauerlichem und Caesariischem charakterisiert; stärker aber noch als dieses spricht in seinem Gesicht das urmütterliche Element, eine edle Einfachheit und Schlichtheit, eine unaussprechliche Güte, inbrünstige Frömmigkeit und starkes Duldbarkeit. Sein Leben war wahrhaft die Legende eines Heiligen. So durfte er es wagen, auf dem Lotosbette seine letzte, nicht vollendete Symphonie „Dem lieben Gott“ zu widmen.

Das Wesen und die Bedeutung Anton Bruckners wird dadurch geklärt, daß man ihn vergleicht mit Beethoven und Richard Wagner. Es ist mir ein Auspruch August Salms, der ja zum Verständnis Anton Bruckners viel beigetragen hat, in der Erinnerung: Beethoven komponiert mit dem Blick auf das Publikum, Anton Bruckner mit dem Blick auf Gott, den Rücken dem Publikum zugewandt.

Solche Vergleiche sollen nicht den Einen auf Kosten des Anderen vergrößern. Jeder ist in seiner Weise groß. „Freuen wir uns, daß wir zwei solche Kerle haben“ (Goethe). Aber aus dem Vergleich erhebt sich deutlich die unterscheidende Eigenart. Max Bruckner von Beethoven und Wagner äußerlich und technisch so viel übernommen haben, als ein sezrierender Analytiker nur eben herausfinden mag, seiner inneren Wesenseinstellung nach steht er trotzdem in absolutem Gegensatz zu beiden. Was Bruckner Beethoven verdankt, das ist die unbedingte Strenge in der Erfüllung der symphonischen Form. So beschränkt sich die Abhängigkeit von Beethoven im wesentlichen auf Formales, auf den zugrunde liegenden Bauplan. Aber die Sphäre, der Bruckners Musik angehört, ist allerdings von der Beethovens im tiefsten Wesensgrunde verschieden. Ja, Beethoven ist Bruckners eigentlicher Antipode. Die Quelle, aus der Beethovens Musik stammt, ist sein stürmisch-schlagendes, feurig pochendes Herz; für Bruckner ist es das All-Eine, hinter dem sein Ich völlig zurücktritt. Beethoven geht vom Menschen, von der Menschenseele aus und monumentalisiert sie derart, daß er die Welt zu füllen und zu umspannen scheint. Für Bruckner ist der

Mensch als solcher durchaus nicht die Hauptsache, sondern der gesamte Kosmos, den er vermenslicht. Beethoven steht im Endlichen, verzehrt von der ewigen Sehnsucht nach dem Unendlichen, das er wohl immer zu beschwören, aber doch nie als Dauerzustand festzuhalten vermag. Bruckner ruht im Unendlichen und interpretiert von hier aus die Endlichkeit. Beethoven, das ist der aufgebäumte, herrliche, aber auch selbstherrliche Einzelmensch, aus eigener Machtvollkommenheit lebend und schaffend, schon losgerissen aus dem großen kosmischen Zusammenhang und doch nichts suchend als gerade diesen; er erreicht seine gigantische Größe im promethäischen Ringen mit den tragischen Schicksalsmächten. Ihn beherrscht durchaus der Dualismus von Mensch und Schicksal, von Ich und All, von Einzelpersönlichkeit und Weltganzem; schwankend zwischen beiden Polen, aufsteigend und wieder verzweifelt, ein ewig Kugelloses, so durchdringt er in immerwährender Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies das ganze Weltall, immer wieder sucht er die Grenzen seines Ichs zu sprengen und bleibt ihnen doch immer wieder verhaftet, nach der Seligkeit des „Einsseins“ wieder zurücktaumelnd in Nacht und Verzweiflung.

Bruckner kennt keinen Dualismus; er ist nicht gelöst aus dem alles Leben umspannenden Zusammenhang, und auch der große Gegensatz dunkler, unterirdisch-dämonischer und lichter oberer Mächte, den er so oft gestaltet, fließt ihm noch aus Einer Quelle, aus dem Ein-Absoluten. Beethoven sucht Erlösung für sich und die Menschheit, Bruckner steht in der Lösung mitten drin. Beethoven kündigt vom Göttlichen und wird somit Prophet, Prediger, Redner, Moralist; Bruckner stellt das Göttliche dar, ist Bathiker, Mund Gottes, Organ und Sprachrohr des Höchsten. Beethovens Musik ist als Befehlsmusik bis zum äußersten persönlich, Bruckners Musik ist durch und durch unpersönlich. Beethoven ist anthropozentrisch, Bruckner kosmozentrisch, das ist der fundamentale Unterschied. Nichts Seelenergünderisches an sich, nicht Bilder der Wirklichkeit entnommen, will Bruckner geben, sondern Urbilder des Seins, höher als alle Wirklichkeit, so wie die antiken Tragiker, zeitlose symbolhafte Vorgänge. Er denkt nicht daran, wie Beethoven befehlen, predigen, erlösen zu wollen, er will nur kündigen, offenbaren. Priester ist er, nicht Prophet. Wo bei Beethoven Dualismus, ist bei ihm absolute Einheit von Glaube und Welt, von Ich und All.

Bruckner ist mystischer Ekstater in seiner Musik. Daß wir „Gott-Natur“ werden, das ist ihm, wie den alten Mystikern, letzter Sinn alles Seins. Diese Verwandlung in Gott-Natur vollzieht sich in seinen Symphonien, diesen musikalischen Mythen, deren über alles erhabene Schlussteigerungen den Übergang vom Zeitlichen ins ewige Wesen darstellen; es ist die „unio mystica“, die hier, umstrahlt von einer Lichtglorie ohne gleichen, Ereignis wird, die absolute Auflösung im göttlichen Wesen.

Bruckner hat einen neuen Glaubensdom errichtet, aber einen, der nicht nur die Menschheit, sondern den ganzen Kosmos in sich begreift und umfaßt: Gott ist in allem, im Laufe der Planeten, im Ragen der Gebirge, im Säuseln des Windes, in den Flammen des Gewitters, im nächtlichen Silberglanz des Mondes, im Prangen der Sonnenuntergänge nicht minder wie in den unerforschlichen Geheimnissen der Menschenseele. Es ist ein neuer Schöpfungsmythos, den seine Tonwelt darstellt.

Daß man bemerkt, wie nahe Bruckner dem Chaos steht, wie sehr er aus ihm heraus gestaltet. Wenn seine Symphonien anheben, das ist wie am ersten Schöpfungstag, wenn der Geist über den Wassern schwebt. Das Chaotische ist der dunkle Urgrund alles Geschehens, auf dem seine Musik ruht; das Gestaltete wird daraus geboren. Die Lebenskräfte lösen sich aus mächtigem Dunkel, bäumen sich auf, bekämpfen sich, schließen zusammen wie Blisstrahlen, werden gebändig und geläutert von der in ihnen wirkenden, göttlichen Kraft, bis schließlich der flammende Kuppelbau makellos rein in den Himmel ragt, als glanzvolles Fanal des Sieges der allschaffenden Gottesmacht über die Dämonie der ungefügten Elemente.

Von Wagner lernte Bruckner „das Bachanal moderner Orchesterfarben“ kennen. Wagner war für Bruckner der große Befreier seines eigenen Schöpfungstums aus Schulregeln, Kirchenmusik, Kontrapunkt heraus. Aber diese Vereinerung, nichts anderes als eine Einverleibung der Ertragenschaften der Zeit, blieb allein auf Technischer, auf die Sprachmittel beschränkt. Bruckner hat sich im übrigen von allem typisch Wagnerischen freigehalten.

Die Ähnlichkeit ist eine an der Oberfläche haftende, und berührt nicht im geringsten die innerste Wesenheit, das geistige Fundament beider, die sich diametral entgegenstehen. Auf der einen Seite ist es die Sphäre sinnlich-individuellen Lebens, romantisch-bekadenten Sinnenrausches, der bei aller Differenziertheit die Spuren der Zerfetzung, Morbidität doch nicht verbergen kann; auf der andern steht das ethische Pathos einer religiösen, metaphysischen Transzendenz. Der im Weltlich-Sinnli-

chen sich demonstrierenden Musik Wagners hat Bruckner keine im Überweltlichen verankerte Tonwelt entgegengestellt. Das Berriffene, Drüstringe, Aufgebeitschte, innerlich Zwiespältige, Selbstzerstörerische, ewig Unerlöste der Wagnerischen Musik kennt Bruckner nicht, das Hin- und Hergeworfenwerden im Triebhaften, das nicht mehr von einer festen Mitte aus Maß und Richtung erhält. Alle negativ zersetzende Kräfte sind bei Bruckner in positiv aufbauende verkehrt. Bei Bruckner fehlen alle „Diatonik“, bei ihm ist keine Note mehr der Nerven wegen, sondern nur ihrer übergeordneten rein seelischen Bedeutung wegen da.

Ausgezeichnet und mit vielem Recht weist Lang den Vorwurf der Formlosigkeit bei Bruckner zurück. Gerade das Gegenteil ist richtig. In Bruckner haben wir einen neuen, ganz großen Formfinder zu verehren, der, wie nur einer der Alten, den Namen eines Klassikers der Form verdient — Klassiker in dem Sinn, als er für das Neue, was er zu sagen hatte, auch formal die reiflose Lösung fand.

Jeder Brucknerverehrer wird an dem kleinen, inhaltlich so wahren und großen Bändchen D. Langs seine Freude haben; wer Bruckner noch nicht kennt nach seiner Bedeutung, greife zu diesem billigen Bändchen, um sich bestens zu belehren.

Nicht ohne Ergriffenheit kann ich an die Abende zurückdenken, die ich mit Bruckner in einem Kreis wohlhabender Wiener Bürger beim Pilsener Bier verbrachte. Der menschlich so kindliche und bescheidene Bruckner rechnete es sich wohl zur Ehre, mit diesen wohlhabenden und wohlbeleibten Herren am Tisch zu sitzen; und diese ephemereren Figuren dünkten sich was gegenüber dem komischen Musiklehrer, dessen Größe und Bedeutung sie ja nicht ahnten. Es war peinlich, ihre Überzeugung gegenüber dem Genie mit anzusehen. Diese soll später, als ich nicht mehr in Wien war, zu einem unerträglich häßlichen und Bespötteln des arglosen und hilflosen Meisters ausgeartet sein, bis ein tapferer Schüler Bruckners dem unwürdigen Treiben der Herrn durch eine wohltemperierte Ohrfeige ein definitives Ende bereitere.

Die Bedeutung Bruckners geht hinaus über das Gebiet des nur Musikalischen. Anton Bruckner ist ein Lehrer der Menschheit in dem Sinn, in welchem Hans Thoma in dem bei G. Braun kürzlich erschienenen wertvollen Werkchen „Hans Thoma, Ein Meister der Menschheit v. Karl Anton“ als Führer und Wegweiser der Menschheit erklärt und gepriesen wird. Hans Thoma redet durch seine Bilder, Anton Bruckner durch seine Musik zur menschlichen Seele; beide wurzeln im Göttlichen und verkünden der Menschheit Ewiges.

Auch auf diese unverwundliche Bedeutung Anton Bruckners weist unser Bändchen in der Einführung hin: Bruckner war eine Musik gegen die Zeit; er muß eine für die Zukunft werden. Denn heute, wo uns die Wirbel in ein Chaos ohne gleichen hinabgezogen haben, wo die Anarchie im Menschlichen ihre fürchterlichen Gegenbilder im Musikalischen errichtet hat, haben wir das Vorbild echter, unumwandelbarer menschlicher Größe und Höheit und strengster künstlerischer Zucht nötiger als je. Bruckners Musik ist frei von allem, woran die Epoche krankt, nicht verhaftet ihrem selbstzerstörerischen Geist, durch Selbstzucht groß, erhaben über all ihr Kleinlich-Vergänglichliches. Die drei großen „Stimulantien der Erschöpfung“, wie sie Nietzsche bezeichnete, „das Brutale, das Künstliche und das Unschuldige (Idiotische)“, sie sind Bruckner gänzlich fremd.

Es ist in Bruckner der Protest der im Wesenhaften stehenden Menschen gegen den im Scheinhaften, an der Oberfläche tastenden Menschen.

Heute, wo alles wankt und schwankt, haben wir nichts nötiger als Geist von solchem Geist, Rückkehr zum wesentlichen, wirkenden Pole der Welt, Mahnung und Vorbild neuer religiöser Gesinnung. Ich sehe in Bruckner den letzten, ganz großen, durch keine Kulturverfeinerung geschwächten Vertreter unserer deutsch-germanischen Kunst, den Prototyp einer kommenden Weltanschauung, den Repräsentanten eines neuen Weltgefühls. Er ist der wahre Erbe Beethovens! Möge er es auch in uns werden!

Bücheranzeige

Die höhere Schule. Von Direktor Dr. Karl Ott. (Löffler und Witten) Band 19/20. Karlsruhe 1924. Verlag G. Braun, G. m. b. H. Preis 2 Mark.

Die Darstellung beruht auf grundsätzlichen Ausführungen über das Verhältnis von Bildung und Wissen und seine notwendige Klärung über die geschichtlich bestimmten Elementarfaktoren unseres staatlichen Daseins und daraus folgenden Aufgaben der Schule; sie schließt mit praktischen Vorschlägen in der Form einer Skizze der Lehrpläne für die drei abschließenden Klassen.

Der ganze Aufbau der höheren Schule wird wieder von Fragen unmittelbar an das Leben selbst vorgenommen. Dieses aber nicht einseitig als wissenschaftlich-technische und wirtschaftliche Kräftebetätigung, sondern als der Wille zu einer allseitigen, geistig und sittlich bestimmten Gestaltung des menschlichen und unseres staatlichen Daseins gefaßt.

* Anton Bruckner, Wesen und Bedeutung von Oskar Lang. G. D. Weidmann. Mit einem Bilde Bruckners am Flügel. 2. — Mark.

Ein gefahrvoller Ritt durch den indischen Urwald

Wir entnehmen diese Beschreibung dem soeben erschienenen Buche: „Für Hagenbeds im Himalaja und den Urwäldern Indiens“ von Hermann Wiele, Verlag Deutsche Buchvertriebsanstalt, Dresden. Preis M. 14.— in Ganzleinen. Der Verfasser, der 30 Jahre in Indien gelebt hat, war als leidenschaftlicher Jäger durch Interessengemeinschaft mit John Hagenbeds freundschaftlich verbunden. Er erzählt in seinem hochinteressanten, reichbebilderten und von äußerster Spannung erfüllten Werke von seinen Jagdexpeditionen in den Urwäldern Indiens und im Himalaja, die er zum Teil auf Veranlassung zum Teil in Begleitung John Hagenbeds unternahm.

Wir waren im höchsten Grade erschöpft. Ein zehnhändiger Marsch, meist bergauf, immer durch unwegsames Dickicht, lag hinter uns, und wir hatten seit fünf Uhr früh nichts gegessen. In den Nachmittagsstunden hatte mich ein brennender Durst geplagt, an jedem der häufigen Rieselbäche mußte ich trinken. Nun, als wir zum erstenmal uns zu kurzer Rast niederließen, kam mir's zum Bewußtsein, daß ich Fieber hatte. Niedergeschlagen und abgestumpft gegen alles, sah ich da. Es stand für mich fest, der herrliche Gaul war für mich verloren. Die Färbte zeigte unter noch keinen Schweiß, und die Ein-drücke waren noch genau so weit auseinander wie am Morgen. Er hatte weder gerührt noch geäst, ohne Aufenthalt war er auf drei Rufen die ganze Nacht hindurch weitergezogen, aus dem Nilgirisgebirge hinaus über die Coimbatoregrenze. Wir konnten nicht weiter folgen, aber ich konnte auch nicht den Marsch zurück wagen. Mit einiger Mühe gelang es mir, den beiden mich begleitenden Jyrullas vermittels der wenigen Worte ihrer Sprache, die ich bereits aufgeschöpft hatte, begreiflich zu machen, daß ich nach der nächsten Kaffeepflanzung geföhrt zu werden wünschte. Sie führten mich steil bergauf bis nach Sonnenuntergang. Ich litt unbeschreiblich an Kopfschmerz, Gliederreizen und schrecklicher Mattigkeit. Endlich, als wir den nächsten Stamm vor uns überschritten hatten, kamen wir auf eine Art Pfad, auf dem ich mich mühsam, unter häufigen kurzen Ruhepausen, noch drei Stunden weiter schleppte. Um 10 Uhr erreichten wir bei hellem Mondschein das Bungalow meines Pflanzers. Es war die höchste Zeit, denn ich klappte bei meinem Eintritt besinnungslos zusammen und kam erst am nächsten Morgen wieder zum Bewußtsein. Ich erfuhr dann, daß der Pflanzler schon in aller Frühe Leute hinabgeschickt hatte, um mein Pferd und Gepäd heraufzubringen; am späten Nachmittag kam alles an.

Der Pflanzler riet mir, so schnell als möglich nach Madras zu reisen, um mich in ärztliche Behandlung zu begeben; mit dem Moharradsfieber sei nicht zu spaßen, meinte er, und nannte mir die Namen einiger Pflanzler, die durch dieses Fieber in die besseren Jagdgründe befördert worden waren. Ich entschloß mich deshalb, am folgenden Morgen nach der 33 Kilometer entfernten Eisenbahnstation zu reiten. Ein schmaler Reitpfad führt dort hin, den sich einige Pflanzler selbst angelegt hatten. Den Tag über war ich im Bett geblieben und hatte gemaltige Dosen Chinin geschluckt.

Früh um sechs Uhr, schwang ich mich auf mein treues Pferd; ich fühlte mich besser, konnte aber keine Nahrung zu mir nehmen. Die 33 Kilometer hoffte ich, noch ehe die Sonne sich dem Zenit näherte, zurückzulegen. Ich kannte den Weg nicht, aber er war nicht leicht zu verlieren, wenn man das Nilgirisgebirge, an dessen Hängen er hinabführte, immer rechter Hand behielt.

So kam ich gut vorwärts und hatte nach zwei Stunden schon über die Hälfte des Weges hinter mir. Er führt nun durch einen Teil einer neu angelegten Kaffeepflanzung und war an dieser Stelle frisch aufgeschüttet. Die ganze Wegebaukunst, die hier in Anwendung gekommen war, bestand darin, daß man den Gang entlang zwei Fuß tief eingekloppt hatte. Das lose, vor dem Einschlag liegende Gerdreich bildete den Weg. An einer sehr steilen Stelle des Ganges rutschte plötzlich die ganze Beiseherung unter meinem Gaul ab, das Tier rollte den Gang hinab, während ich, nach der Bergseite abgekommen, oben liegen blieb. Etwa 40 Schritt unterhalb wurde das Pferd durch einen Felsblock aufgehalten und blieb ruhig liegen, bis ich zu ihm hinabgesteigert war. Ich leitete es nun so, daß es mit den Vorderfüßen gegen den Gang auf die Läufe kam, und in kurzen Sprüngen, oft ausrutschend und nachgreifend, erreichte es den Weg wieder. Hier bemerkte ich, daß vom rechten Vorderhuf das Eisen fehlte, und zwar war der ganze Hornkranz außerhalb der Hufnägel mit abgerissen. Oben an der Absturzstelle fand ich eine große gabelartige Wurzel, welche jedenfalls den Schaden verursacht hatte. Jetzt sah ich in einem Dilemma: der Gaul setzte den Fuß nicht auf, und es war schauerlich anzusehen, wie er sahnte, als ich versuchte, ihn zu führen. Aber auch dies erwies sich nach wenigen Minuten als undurchführbar, denn das Fieber stieg schon wieder, und ich fühlte mich zu schlapp zum Gehen. Wohl bestand ich in einer Montage, aber ganz tief unten. Viel Licht war dort oben schon ein Bungalow errichtet, und ein hilfsbereiter Pflanzler wohnte darin. Wie sollte ich aber das vermutlich 1200 Meter höher gelegene Haus erreichen? Ratlos setzte ich mich nieder. Eine schwache Hoffnung, daß Stuliz zur Arbeit in meine Nähe kommen möchten, schwand so bald, wie sie aufstiegen war, denn was in der frischen Anlage der Pflanzung um diese Jahreszeit getan werden konnte, war bereits geschehen.

Nach einer halben Stunde rief mich die Geduld, ich versuchte, mein Pferd führend, mich weiter zu schleppen; aber es wollte nicht gehen, und wieder sah ich längere Zeit und wartete darauf, daß der Zufall einen Menschen in meine Nähe führen möchte. Es war vergebens. Endlich, als der schreckliche Durst mich wieder zu plagen anfing, kletterte ich mit Mühe noch einmal in den Sattel. Der verlässliche Gaul schlug sofort eine Art kurzen Galopp an, auf drei Läufen natürlich, und kam ganz gut vorwärts.

Gegen Mittag langte ich unten im Tal an. Der Pfad führte hier durch einen 150 Schritt breiten Fluß, der zwar nur zwei bis drei Fuß tief war, mir aber dennoch unter den üblichen Umständen ungangbar erschien, weil das ganze Flußbett mit groben Felsstücken bedeckt war, in welchen sich jedes gesunde Pferd die Läufe brechen mußte. Ich sah ab, trank viel Wasser, band mein Pferd an und legte mich im Schatten am Ufer des Flusses nieder. Die Hitze war hier unten in dem tiefen Tal sehr groß, und ich fühlte mich sehr, sehr krank. Bald versiel ich in einen Zustand von Betäubung, aus dem mich ein brennender Durst erst mehrere Stunden später weckte.

Die Sonne stand schon tief, der Fluß lag bereits im Schatten, die Waldhöhe ließen ihr „Kelererehehe“ hören — mein Gaul, um seinen gefunden Vorderlauf sich brechend, wurde ungeduldig. Die Hoffnung, daß mir der Zufall menschliche Hilfe zuführen würde, hatte ich bis zu meinem Einbruch am Fluß trotzdem nicht aufgeben können. Nun kam mir's aber mit schrecklicher Klarheit zum Bewußtsein, daß ich durchaus auf mich selbst angewiesen war. Ich mußte das Ziel meines Rittes zu erreichen suchen oder bei dem Versuch untergehen.

Etwa 11 Kilometer waren noch bis Mettappoliam zurückzulegen. Ich sah auf und ritt in den Fluß. Der verlässliche Gaul suchte, die Rüstern dicht über dem Wasserspiegel, durch das kristallklare Wasser sehend nach Stellen, wo er seinen Vorderlauf mit einiger Sicherheit aufsetzen konnte, und brachte mich, ohne einmal zu fallen, trotz mehrfachen gefährlichen Auswärtswandern sicher hinüber. Nun schlug er eine recht lebhaftes Gangart an, ganz ohne mein Zutun. Ich hing, schon benah eine Leiche, ganz willenlos auf ihm. Bald kamen wir auf einen breiten Holzabfuhrweg, und ich sah mich schon im Gefilde in der Pflege von Menschen. Aber ein Unglück kommt selten allein, und eine schlimme Viertelstunde stand mir noch bevor. Der Weg führte an einem Bache entlang. Dichter Urwald begrenzte die Aussicht an beiden Seiten. Zur Rechten stieg das Ufer des Baches ziemlich steil an und war etwa 20 Schritt breit von Gebüsch und Unterholz befreit.

Während ich so gleichmäßig langsam trottelnd dahinritt, war mir's mehrere Male, als ob irgendein Lebewesen neben mir am Gange im Walde mit mir Schritt halte. Bald knickte ein trockenes Reis, bald sah ich die Spitze eines jungen Bäumchens plötzlich schwanken, dann trachte trockenes Laub wie unter schwerem Druck, immer in gleicher Höhe, immer an der einen Seite. Wieberholt kam mir die Idee, von einer Gefahr umlauert zu sein, aber ich wies sie stets zurück und versuchte, mir einzureden, daß ich unter einer durch mein hohes Fieber bedingten Halluzination leide. Meine Sinne waren aber keineswegs durch das hohe Fieber abgestumpft, das Gegenteil schien eher der Fall zu sein; ihre Empfänglichkeit schien gesteigert. Ich vernahm trotz des Hufschlages, trotz des Hies und der plätschernden Waades das geringste Geräusch am Gange über mir. Als ich wieder einmal deutlich zu hören vermerkte, wie sich ein schwerer Körper durch das Gebüsch drängte, hielt ich mein Pferd plötzlich an und lugte scharf nach der Stelle; aber weder Geräusch noch eine Bewegung konnte ich entdecken. Wieder dachte ich, daß nur trankhafte Ver Spiegelungen meines überhöhten Gehirns die Ursache wären. Kaum war aber mein Gaul wieder in Bewegung, als auch von neuem Zeichen von Aktivität über mir am Gange bemerkbar wurden. Noch mehrere Male hielt ich den Gaul an, aber jedesmal, wenn er stand, blieb auch mein Begleiter am Berge stehen — wenigstens schien es so. Das Pferd wollte sich endlich nicht mehr anhalten lassen, eine merkwürdige Unruhe hatte sich seiner bemächtigt. Seine Ohren waren steif nach rechts gedreht, während es den Kopf halbwegs gewandt trug. Ich konnte nur meine Augen nicht mehr abwenden von der Höhenlinie, die mein Verfolger am Gange innehielt, und ein lähmendes Angstgefühl kam über mich. Um zu sehen, was mein Gaul im äußersten Notfall noch auf seinen drei Läufen zu leisten imstande war, gab ich ihm die Sporen. Das sehr ausdauernde Pferd machte einen kräftigen Vorstoß und sprang ein paar hundert Schritt weit schnell vorwärts. Währenddessen nahm ich wahr, daß mein Begleiter am Gang ebenfalls schneller vorwärts kam. Es war kein Zweifel mehr möglich, ich hörte ihn trotz der weichen Sohlen, die er haben mußte, ganz deutlich galoppieren. In einer Stelle, wo ein nader Felsvorsprung seinen Weg versperrte, bekam ich ihn zweimal zu Gesicht, als er durch die Büsche unterhalb des Felsens eiligt flüchtete. War schon das Bewußtsein, in meiner Verfassung, todkrank, auf lahmem Pferd, ohne Waffe, verfolgt zu werden, ein schreckliches, so war die Gewißheit, daß — ein starker Tiger der Verfolger war, noch viel fürchterlicher. Meine Gedanken überstürzten sich mit fabelhafter Schnelligkeit, zum erstenmal in meinem Leben fühlte ich, was Furcht war, Gefund, mit einer erprobten Schusswaffe in der Hand, bin ich nie einem Tiger ausgewichen, selbst in dunkler Nacht nicht; aber krank, auf krankem Gaul, das war zu viel. Der Tiger folgte gedehnt im Walde, weil es gegen seine Natur geht, auf offenem Lande anzuspringen. Er muß sein außerordentliches Opfer unvermerkt überfallen können. Die Richtung neben dem Wege war ihm zu breit, er wartete auf eine Stelle, wo das Gebüsch bis dicht an den Weg herantrat. Eine solche sah ich jetzt vor mir. Der Weg durchquerte den Bach und führte auf einen schmalen Pfad zu, an welchen der schon dunkle Wald herantrat. Noch 500 Schritt weiter, und die Katastrophe mußte eintreten! Zurück konnte ich nicht, die schnell eintretende Dunkelheit würde es dem Tiger in wenigen Minuten möglich gemacht haben, unmerklich heranzukommen. Als einzige Rettung erschien mir die Idee, mein treues Pferd schnell anzubinden und mich seitwärts in die Büsche zu drücken. Der Tiger würde alsbald das Pferd schlagen und von mir abgelenkt werden. Aber was dann? Ich konnte absolut nicht gehen, und nur die ungeheure Spannung hielt mich noch aufrecht im Sattel. Die Nacht im Walde, das fühlte ich, konnte ich nicht überleben. Dann schoß mir der Gedanke durch den Kopf: der Tiger hat dich als Menschen nicht erkannt! Er hat es nur auf dein

Pferd abgesehen, gib dich ihm zu erkennen! — Wilde Elefanten unterscheiden ja auch den Mahout (Führer) hinter den Ohren des zahmen nicht, trotzdem dieser ihnen die Schlinge über den Kopf wirft. Sie töten jeden Menschen unverzüglich, den sie auf der Erde erreichen können, wenn sie frisch gefangen, in einem Verhaue festgemacht werden sollen, aber nie ist es vorgekommen, daß sie einen Mann vom Rücken eines Elefanten herabgerissen haben. Also — gedacht, getan. Ich schrie auf mit aller Kraft und schrie zusammen vor meinem eigenen schauerlich-heißeren Schrei, den ich hervorbrachte. Meine Kehle war trocken wie nie zuvor, ich erkannte mein eigenes, sonst recht kräftige Stimm nicht wieder! Noch ein paarmal wiederholte ich den Ruf mit Aufbietung aller Kraft. So war ich bis an den Engpaß gekommen, — vom Tiger hatte ich nichts mehr wahrgenommen, seit ich meine Stimme erschallen ließ. Nun ein paar Sporen, und der ermattete, schweißbedeckte Gaul rumpelte hindurch. Wir waren gerettet! Auf der anderen Seite öffnete sich die Landschaft. Der Wald wurde dünn, und zehn Minuten später kam bebauter Land in Sicht.

Wie ich schließlich das Rajshaus in Mettappoliam gefunden, und was mit mir in den drei Tagen, die ich dort verblieben bin, vorging, habe ich mir erlaubt; ich muß ohne Besinnung gewesen sein. Mein Arzt in Madras behandelte mich 14 Tage, brachte mich dann aber als „hoffnungslosen Fall“ auf einen Dampfer, und so kam ich in meine Heimat. Hier machte sich das Fieber in regelmäßigen Perioden durch Winter und Sommer während der ganzen 15 Monate bemerkbar, und auch während meines Aufenthalts in England und Italien. Keine ärztliche Behandlung schien zu nützen. Im zweiten Winter, nach einigen Wochen recht schlechten Wetters, konnte ich der Schicksal nach dem sonnigen Indien nicht widerstehen und reiste, selbst auf die Gefahr noch schwererer Erkrankung hin, nach Bangalore zurück.

Bücheranzeigen

Der Geist der Wissenschaft. Von Dr. Fr. Meff. („Wissen und Wirken“ Band 17/18). Karlsruhe 1924. Verlag G. Braun, G. m. b. H. Preis 2 Mark.

Als dem Verfasser die schon Aufgabe vorgelegt wurde, für die Buchreihe, deren Motto „Wissen und Wirken“ heißt, ein allgemeines philosophisches Thema zu behandeln, da er sich ihm wie von selbst als Leitgedanke für die Niederschrift die alte philosophische Frage: zu wissen, was wir eigentlich tun, wenn wir Wissenschaft treiben. Auf diese Problemstellung, den Sinn des wissenschaftlichen Wirkens, sofern es um seiner selbst willen seinen Wert in sich trägt, zu verstehen, weist der Titel hin. In drei Kapiteln, die von der Geschichte, von der Struktur, von dem Wert der Wissenschaften handeln, wird gezeigt, wie die in menschlichen Geistes liegenden vielfältigen Möglichkeiten zum Erfassen und Zusammenfassen der Wirklichkeit einen Reichtum von Wissen (nicht Vielwissen!) weckt, zu dem ein verarmtes, sich selbst beschränkendes menschliches Streben nicht gelangen kann.

Ein Freund der Wissenschaft wendet sich in diesem Buche an die heimlichen Gemüter unter den Freunden der Wissenschaft. Und als solche denkt er sich nicht nur die Akademiker, sondern auch alle, die wissen, wie wertvoll für das Leben eine tägliche Aufregung ist, in der der Mensch aus dem Getriebe seines Alltags heraus zu sich selber kommt, um auf die inneren Stimmen des Geistes zu hören.

Ma vierklang und Gesang als Glang zu Kinderpiel und Tanz. 34 meist neue Tanzstücke, mit leichter Modierbegleitung als Grundlage für Tanzspiele in Haus, Schule und geselligen Kreisen, herausgegeben von August Götter, Hauptlehrer a. D. in Mannheim. Verlag G. Braun G. m. b. H. in Karlsruhe. Preis gebunden. Mark 2.— (Sohn. Fern. 250. Hfch. Nr. 10.—).

Auch den sechs- bis achtjährigen Kindern dürfen Körperübungen nicht vorenthalten werden. In Schulen und Vereinen läßt man auch die Jüngsten jetzt bei festlichen Veranstaltungen in Tanzspielen antreten, bei denen unter Aufsichtbegleitung gefungen wird. Was im Schulkurriculum, im Kindergarten, im Vereinsklub all und jung entzückt hat, führen die Kleinen auch weiteres auch auf ihren Spielplätzen und auf der Straße auf an. Wo Ma vierklang und Gesang als Glang zu Kinderpiel und Tanz. 34 meist neue Tanzstücke, mit leichter Modierbegleitung als Grundlage für Tanzspiele in Haus, Schule und geselligen Kreisen, herausgegeben von August Götter, Hauptlehrer a. D. in Mannheim. Verlag G. Braun G. m. b. H. in Karlsruhe. Preis gebunden. Mark 2.— (Sohn. Fern. 250. Hfch. Nr. 10.—).

Auswahl aus den 34 Liedern: Die kleinen Gärtnerinnen: „Mamen kauft ich nicht gern“ — Abgärtner: „Eine, zwei, drei, vier, fünf“ — Beim Zuberbäder: „Lieber, guter Zuberbäder“ — Das Kästchen: „Nief ein Kästchen in den Schnee“ — Mein Püppchen: „Sof, wie mein Püppchen springt“ — Der Bittner: „Ich bin der Bittner, ich binde das Foh“ — „Schiff fete: „Schiff fete muß faher“.

Almanache.

Im folgenden führen wir eine Reihe von Almanachen auf, die alle, jeder in seiner Art, das Interesse des bürgerlichen und literarisch gebildeten Publikums beanspruchen dürfen:

1925. Ein Almanach für Kunst und Dichtung aus dem Kurt Wolff Verlag, München. (315 Seiten mit Abbildungen.)

Almanach des Verlags Grethlein u. Co. 1899—1924. (450 Seiten mit Abbild.)

Der eigene Steg. Jahrbuch 1925. Frankfurter Zeitungsdruckerei, Hof. Buchverlag, Frankfurt a. M. (305 Seiten mit Abbild.)

Herder-Almanach 1925. Freiburg i. Br. (95 Seiten mit zahlreichen Schriftsteller-Porträts.)

Das Werk des Volkerverbandes der Bücherfreunde. Buchverlag G. m. b. H., Berlin. (160 Seiten mit Abbild.)

Den Freunden des Verlages F. K. Brodhaus. Vierte Jahrgänge 1924—25. (120 Seiten mit Abbild.)

Das Lustrum 1920—1924. Almanach der Frankfurter Verlagsanstalt W. G. Frankfurt a. M. (178 Seiten mit Abbild.)

Aus dem Verlag A. Piper u. Co., München. 1904—24. (350 Seiten mit Abbild.)

Amalthea-Almanach 1925. Amalthea-Verlag, Wien. (110 Seiten mit Abbild.)

Verzeichnis der lieferbaren Bücher des Verlages Ernst Müller in München. (247 Seiten mit Abbild.)

Verzeichnis aller Veröffentlichungen des Insel-Verlages 1899—1924.

Erste Seite
Zweite Seite
Dritte Seite
Vierte Seite
Fünfte Seite

Seitens
Anzahl
Zahlen

Zahl
Zudem

Für
duktive
An
zählen
werden
nün
der
das
wird

Die
in der
tert.

markt.
weisen
zember

der
der
vorhän
vorhän

17. De
sene
sich

17. De
beisim
1043
men
der off
100 of
liche

arbeit
markt
Ausdr
der W
14 700

lung
im 31
(31)
Stand
Zwisch
Saubh
lofigke

In
ruher

De
schlun
Wäge
de Be
Bspfl
selbst
vermag

Mis
Schlun
Zeit
den
weimar
dramat
the, de
spierte.
das
in
in
Sch
schweid
Sie dr
tober
Entwid
länger
Biebes
wünsch
aus de
Büchel
Wie bi
gefolg
der
von
die